

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2012)
Heft: 4: Wiedervereinigung?!?

Artikel: Über "liebgewordene" Vorurteile : Rampass und Syydebändel
Autor: Gambon, Andrea
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über «liebgewordene» Vorurteile

Rampass und Sydebandel

[ag] Die Trennung bzw. die Wiedervereinigung der beiden Basel gibt schon seit bald 180 Jahren zu reden – und zu streiten. Was diese Auseinandersetzung betrifft, so scheinen die Menschen in den beiden Halbkantonen über eine schier unerschöpfliche Energie zu verfügen. Über Generationen hinweg. Was ist das für ein Wind, der immer wieder in die Segel der beiden Basel bläst und sie manchmal aufeinander zu- und dann wieder voneinander wegdriften lässt?

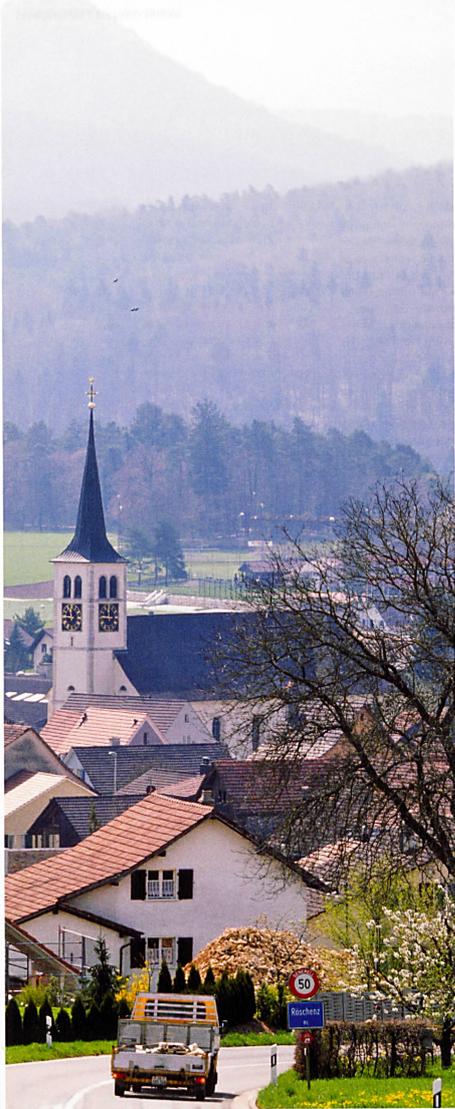
Was kommt Ihnen beim Begriff «weisse Socken» in den Sinn? Und welche Schweizer Stadt besitzt die arrogantesten Einwohner? Wenn Ihre Antworten Aargau und Zürich lauten, haben Sie sich weit verbreiteter Vorurteile bedient. Vorurteile beherrschen unseren Alltag. Und zu einem Teil verhindern sie auch die Wiedervereinigung der beiden Basel. Aus Sicht der «Denkfabrik» Avenir Suisse würden beide Kantone wirtschaftlich und politisch von einer Fusion genauso profitieren wie zahlreiche gemeinnützige Organisationen, die sich über die Kantons Grenzen hinweg zusammengeschlossen haben (vgl. Artikel «Wenn nicht beide Basel – wer dann?»). Aber es scheint, dass die Erinnerung an die Schlacht an der Hüftenschanze vom 3. August 1833 noch immer irgendwie im kollektiven Unbewusstsein nachklingt. Damals wurde unter erheblichen Verlusten die Teilung zwischen Basel-Stadt und Baselland besiegelt. Noch im selben Monat bestätigte die Tagsatzung, dass die Eidgenossenschaft künftig neben Appenzell und Unterwalden zwei weitere Halbkantone habe. Die Trennungswirren der 1830er-Jahre haben bis heute ihre Spuren hinterlassen. Zorn und Hader herrschte damals zwischen den Menschen diesseits und jenseits der Birs: «Läckerlikrämer» tönte es aus der Landschaft und aus der Stadt schallte es mit «Rampasse» (was «Rueche», «Polteri» oder grober «Gesell» meint) zurück. Schon 1861, als der Basler Grosse Rat erstmals eine Wiedervereinigung ins Auge fasste, rief der Landrat: «Niemand!» Selbst der Begriff der Partnerschaft blieb über hundert Jahre verpönt, ja man musste ihn den «Binggis» sogar beibringen. In einem Baselpolter Heimatkundebuch («Unser Kanton») wurde Aufklärung betrieben: «Eine Zusammenarbeit Gleichberechtigter nennt man Partnerschaft. Merke dir diesen neuen Begriff gut; der Gedanke der Partnerschaft wird nämlich immer wichtiger.»

Mit der Hüftenschanze wird heute kaum jemand argumentieren, wenn er nach den Gründen für seine

Abneigung gegen den Nachbarkanton gefragt wird. Diese Geschichte liegt zu lange zurück. Objektive Gründe für die gegenseitigen Vorbehalte lassen sich beim besten Willen nicht finden. Die Ursachen müssen tief in den Seelen verwurzelt sein. Eine Erklärung für das Verhalten vieler Menschen in den beiden Basel bietet der Begriff «Vorurteil», das heisst, das eigene Verhalten wird gesteuert bevor man ein differenziertes Urteil fällt. Bis heute streiten sich Forscher darüber, wie Vorurteile entstehen. Klar ist, dass sie das Hirn entlasten, indem sie einfache Lösungen anbieten. Der Mensch kann ja nicht alles bis ins kleinste Detail analysieren, das würde ihn überfordern. Um uns in der Welt zurechtzufinden, neigen wir zu oberflächlichen Interpretationen. Allerdings sind sie fehleranfällig und damit oft falsch.

Weil wir nicht jedes einzelne Mitglied einer fremden Gruppe kennen (können), orientieren wir uns an der Meinung von Familienmitgliedern, Freunden oder Medien und bilden uns ein pauschales Urteil. Dass dieses «Vor-Urteil» nicht auf jedes einzelne Individuum einer fremden Gruppe zutreffen kann, geht leider oft vergessen. So werden Asylanten zu Kriminellen, Griechen zu Faulenzern, Vegetarierinnen zu «Chörnlipekern», der Baselpolter zum «Rampass» und die Städterin zum «Sydebandel», dem hochsnobigen «Tüppi», das sich zu schade ist, die Hände schmutzig zu machen.

Beim ursprünglichen Konflikt, daran sei wieder einmal erinnert, ging es darum, dass ein reaktionäres Ratsherrenregiment, das mit den wirtschaftlich potenten Seidenbandherren identifiziert wurde, den Landleuten die politische Gleichberechtigung verwehrte. Nun waren einerseits schon damals bei Weitem nicht alle Baselpolter Bauern und Posamentier und andererseits waren die Seidenbandherren und die Kreise, in denen sie sich bewegten, Mitglieder einer extrem kleinen Bevölkerungsschicht und keinesfalls repräsentativ für die Stadtpolter. Diese waren nämlich in ihrer überwältigenden Mehrzahl, Dienstboten, kleine Arbeiter und Angestellte, denen das Stimmrecht genau gleich verweigert wurde, wie den Landschaftlern. Aber Klischees sind bequem und so lange man die einen als «bauernschlaue Trittbrettfahrer», die teure Zentrumsleistungen gratis haben wollen, und die anderen als «dunkelhafte Besseres» abqualifizieren kann, wird man der Verantwortung entkommen, sich mit den «Anderen» ernsthaft auseinanderzusetzen.





Gewiss: Ganz ohne Vorurteile geht es nicht, in der Politik nicht (schauen Sie sich nur einmal die Plakate vor Abstimmungen an) und auch nicht in der Werbung, die geradezu von Stereotypen lebt. Selbst die Kunst bedient sich ihrer und hält uns damit einen Spiegel vor. So hat im letzten Jahr der 17-jährige Thiago Strub mit seinem Kurzfilm den Hebel-Filmwettbewerb gewonnen. In seiner zeitgemässen Umsetzung einer Geschichte von Johann Peter Hebel (1760–1826) stehen sich ein Baselbieter und ein Stadtbasler mit dem Velo auf einer schmalen Brücke gegenüber. Keiner will dem anderen ausweichen. Der Dialog beginnt:

Städter:
«E Basler goht emene Baselbieter nid usem Wäg!»
 Landschäftler:
«Du – ich gang ins Theater. Chumm doch au mit, s isch jo au dis.»
 Städter:
«Jo tatsächlich: Bsueche tiend ihrs, zahle mien miers.»

Beide stehen stur im strömenden Regen. Wer nach einer gefühlten Ewigkeit nachgibt, soll an dieser Stelle nicht verraten werden. Die Geschichte von Hebel handelte ursprünglich von einem Engländer und einem Franzosen, die sich hoch zu Ross begegnen. So hat der vor über 250 Jahren in Basel geborene alemannische Schriftsteller längst vor der Trennung eine Vorlage zum Streit zwischen den beiden Basel geliefert.

Vorurteile offenbaren unsere Gefühle, Gedanken und Einstellungen Gruppen gegenüber: jene denen wir selbst angehören (tendenziell positiv) und jenen, die andere bilden (tendenziell negativ). Erfüllt ein Mitglied einer solchen Gruppe die Erwartungen nicht, wird dies oft situativ begründet und als Ausnahme dargestellt: «Er ist zwar ein Baselbieter, aber offen.» Oder: «Er ist zwar ein Stadtbasler, aber gar nicht arrogant.»

Sicher: Zu einigen ausgewählten Themen nutzen wir unsere Zeit und Energie, um differenzierte, begründete Meinungen zu erarbeiten. Aber die Welt ist dert komplex, dass wir uns in vielen Fällen auf einfache, oberflächliche Ansichten verlassen (müssen). Angesichts unserer begrenzten Fähigkeit der Wahrnehmung und der Informationsverarbeitung ist das durchaus vernünftig. So lange unsere Vorurteile angemessen sind, können sie hilfreich und nützlich sein. Wenn die Verwendung von Vorurteilen uns jedoch gegenüber einer Gruppe blind macht, kann das, wie genügend Beispiele aus der Geschichte zeigen, über Hass und Diskriminierungen bis hin zur Verfolgung von Minderheiten führen.

Bei tief sitzenden Stereotypen versagt die Logik. Rationale Gründe werden nicht mehr anerkannt. Die Emotionen fahren Achterbahn. Man beharrt auf seinen Vorurteilen. Der gefühlsmässige Aspekt von Vorurteilen ist viel grösser als angenommen. Wenn sich auch nur ein Mitglied der vorurteilsbehafteten Gruppe so verhält, wie wir es erwarten – als «typischer

Rampass» oder «typischer Syddebändel» – wird unsere (falsche) Vorstellung automatisch verstärkt. Deshalb sind Vorurteile nur so schwer abzubauen. Wir finden immer neue Beweise für die Richtigkeit unserer Bilder. Aber: Stereotypen sind veränderbar. Allerdings lassen sich Einstellungen, wie so vieles in unserem Leben nur ändern, wenn wir bereit sind daran zu arbeiten, hart zu arbeiten. Dazu benötigen wir den Kontakt zu «den Anderen». Ist Ihnen schon aufgefallen, dass die Zustimmung zu eidgenössischen Vorlagen, bei denen es um die Integration von Migranten geht, im Kleinbasel mit seinem hohen Ausländeranteil deutlich grösser ist als etwa im Muotatal, wo die «Nicht-Schweizer» eine verschwindend kleine Gruppe bilden? Dort, wo man zusammenlebt, wo zwanglose zwischenmenschliche Kontakte bestehen, wo Konflikte ausgetragen werden, wo gemeinsame Ziele hat und sich auf derselben Augenhöhe begegnet, basiert unser Verhalten nicht auf «Vorurteilen», sondern auf in der Praxis erhärteten differenzierten Urteilen.

Es ist nie zu spät, Vorurteile abzubauen. Und wer weiss, vielleicht können auch die beiden Basel irgendwann über ihre Schatten springen und die Wiedervereinigung beschliessen. Übrigens, und das werden Ihnen die meisten unserer Miteidgenossen auf der anderen Seite des Juras bestätigen: «Ein Rampass aus Ammel» tönt für den Rest der Schweiz genauso nach Basel wie der Laufentaler von «Zwingge hänge». Natürlich wissen viele unserer Landsleute, dass es ein Baselbiet gibt. Aber manche realisieren

nicht, dass es sich dabei um einen eigenständigen Kanton handelt und nicht einfach um eine Analogie zum «Züri- oder Bernbiet». Unterscheiden denn wir Basler (Landschäftler und Städterinnen) zwischen Inner- und Ausserrhoden? Und müssen wir das? Sind für uns die Menschen am Fusse des Säntis nicht einfach Appenzeller? Während das Denkmal an der Hüftenschanze immer mehr verwittert, darf man sich fragen, wem die politischen Grenzen, die einen gemeinsamen Lebens-, Kultur- und Wirtschaftsraum willkürlich trennen, überhaupt einen Mehrwert bringen.

Quellen
 Diverse Artikel aus der Basler Zeitung
 Sozialpsychologie von Aronson, Wilson und Akert, 2008
www.baselandschaftlichezeitung.ch/basel/baselbiet/wie-exil-basler-mit-vorurteilen-umgehen-107115589